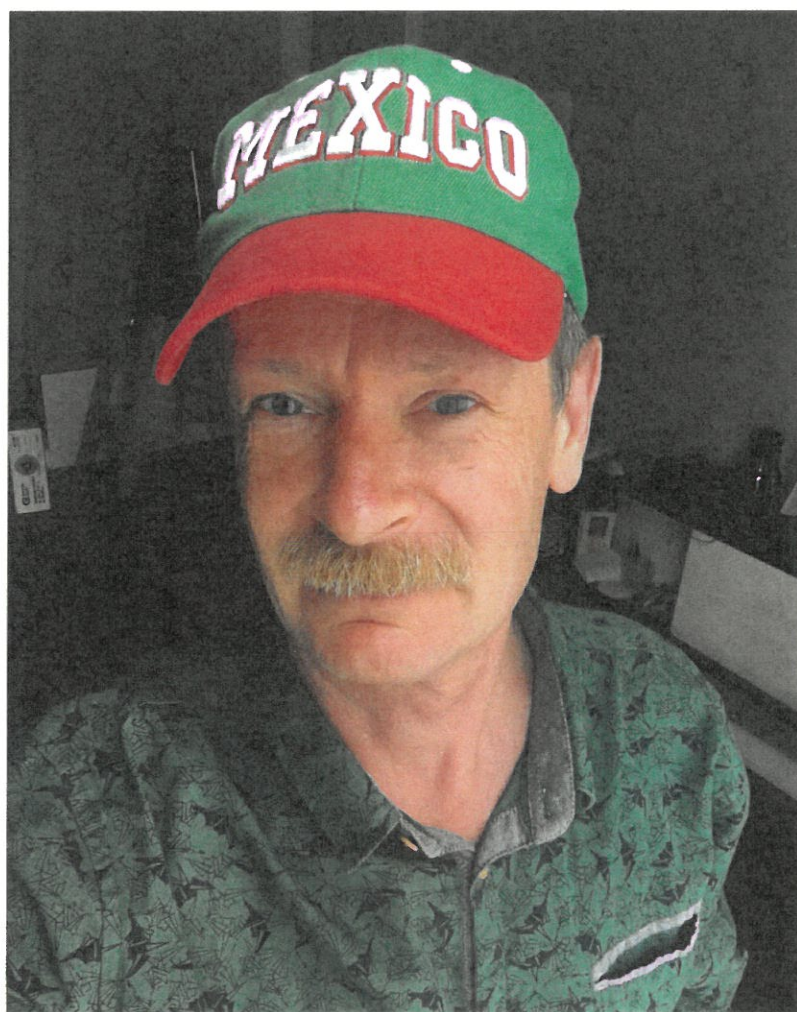


„FAKE IT TILL YOU MAKE IT“: MALEREI ALS SELBSTARCHIV



Robert Janitz fotografiert von Ana Fuchs

INTERVIEW: MARCUS BOXLER

ROBERT JANITZ (GEB. 1962 IN ALSFELD, DEUTSCHLAND) LEBT UND ARBEITET IN MEXIKO-STADT. ER STUDIERT ETHNOLOGIE, VERGLEICHENDE RELIGIONSWISSENSCHAFT, INDOLOGIE UND KUNSTGESCHICHTE AN DER PHILIPPS-UNIVERSITÄT IN MARBURG UND IST BEKANNT FÜR SEINE GROSSFORMATIGEN ABSTRAKTEN GEMÄLDE, FÜR DIE ER ÖL IN KOMBINATION MIT WACHS UND MEHL AUF EINEM MONOCHROMEN HINTERGRUND VERWENDET. SEINE WERKE WURDEN IN ZAHLREICHEN INTERNATIONALEN EINZEL- UND GRUPPENAUSSTELLUNGEN GEZEIGT.



Los días previos a la partida, 2022
Foto: Francisco Kochen

„Das Einzige,
was ich darstelle,
auf die figurativste
Art, die möglich ist,
ist Malerei selber.“

Robert Janitz, Sie haben im Laufe Ihrer Künstlerkarriere einen bemerkbaren Wandel vollzogen: Bei Ihrer ersten Einzelausstellung 1996 in Paris zeigten Sie kleine, figürliche Malereien. Heute sind Sie vor allem bekannt für Ihre großformatigen abstrakten Werke. Wie kam es zu diesem Wandel?

Meine frühen Jahre in Paris waren geprägt von kleinen, figurativen Arbeiten, das stimmt. Mir ging es damals vor allem um Repräsentation und Wahrnehmung von Objekten. Da fand unbewusst bereits eine Abstraktion statt, weil mich das Sehen als Phänomen beschäftigt hat. Cézanne hat sich auch nicht mit Äpfeln beschäftigt, sondern es ging ihm um die Abbildung auf der Netzhaut.

Dann wurde Ihr Werk – ich nenn es mal so widersprüchlich – zunehmend reduziert.

Ein Versuch, die Repräsentation zu negieren. Es war eine systematische Annäherung. Ich malte in fünf Farben: Schwarz, Weiß, Gelb, Magenta und einem Blautönen. Die Gestik enorm zurückgenommen. Da ging es einfach nur noch um eine wiederholende Tätigkeit. Antikompositionell.

Bis ein neuer Bruch folgte ...

Als ich nach New York zog, begann ein neuer Abschnitt. Ich wollte meine Kunst von jeglicher Äußerlichkeit befreien und begann – aus dieser Pentachromatik kommend –, meine alten Bilder zu übermalen.

Wieder eine Negation.

Und bei dieser Doppelnegation kam mir der Gedanke: Theoretisch hängen die Bilder umgekehrt, die Betrachter sehen die Rückseite der Leinwand. Und das ursprüngliche Bild starrt zur Wand.

Wenn Negationen negiert werden, drängt sich die Frage auf: Arbeiten Sie zyklisch? Könnten Sie zum Figurativen zurückkehren? Nicht in der Art, wie es früher war. Aber wiederkehrend ist es auf eine andere Weise. Eine meiner Werkfamilien ist eine Serie von Köpfen. Von hinten. Haben Sie das erkannt? Auf den ersten Blick wirken die Bilder auch abstrakt und gestisch, aber es sind eigentlich Porträts von Hinterköpfen.

Ihnen wird oft attestiert, mit den Kodizes der Malerei und Erwartungen zu brechen. Wie würden Sie das im Zusammenhang mit dieser Werkgruppe beschreiben?

Wie ein Vorzimmer zum Nichts. Die absolute Enttäuschung! Du kommst in die Galerie, angekündigt ist eine Porträtausstellung, und du siehst kein einziges Paar Augen, das dich anguckt.

Wie haben die verschiedenen Orte, an denen Sie gelebt haben, Ihre Kunst beeinflusst?

In New York fährt beispielsweise der M-Train über die Williamsburg Bridge. Wenn man da zufällig auf dem Rad sitzt, und der Zug rauscht vorbei, sieht man nur diese anonyme Ansammlung von Hinterköpfen. Ein bisschen Großstadterlebnis. Das Einzige, was ich darstelle, auf die figurativste Art, die möglich ist, ist Malerei selber.

Blicken Sie zurück?

Als ich erstmals aus Deutschland weggezogen bin, nach Paris, habe ich mich – sagen wir mal – rückblickend mit Deutschland beschäftigt. Die Klassiker gelesen, Heidegger studiert. Aus einem protestantischen, hessischen Städtchen kommend, habe ich im katholischen Frankreich alles in neuem Licht gesehen. Sich neu



Untitled
Foto: Francisco Kochen



Untitled
Foto: Francisco Kochen

erfinden! Nur ist mir in Frankreich irgendwann aufgefallen, dass wir in Europa – ob nun in Deutschland oder Frankreich – immer unser „kulturelles Gepäck“ geschultert tragen, die Kulturgeschichte. Immer die Referenz zum Vergangenen.

Konnten Sie das Gepäck irgendwo abladen?

Richtig Gas gegeben habe ich dann in New York. Dort gibt es in dem Sinn keine Geschichte, verglichen mit Paris. Der erste Slogan, der mir in New York damals im Ohr hängen blieb: Fake it till you make it. Du bist einfach, wer du willst. Da musste ich noch mal irgendwie anders auflegen. Es ist, wie eine neue Rolle im Theater zu lernen.

Apropos Gepäck: Die Wahl Ihrer Materialien fällt teilweise ungewöhnlich aus. Wie sind Sie dazu gekommen?

Meine Materialwahl reflektiert meinen Wunsch, die traditionelle Malerei zu hinterfragen und zu erneuern. Die Verwendung von Mehl, Öl und Wachs war teilweise intuitiv, teilweise ein bewusster Akt der Rebellion gegen konventionelle Maltechniken. Das Mehl war mal Punk und hat sich mittlerweile zu einem festen Bestandteil meiner Arbeit entwickelt. Es bringt eine organische, fast lebendige Qualität in meine Bilder.

Sowohl Suzanne Hudson als auch Will Heinrich haben über den sichtbaren Gestus in Ihren Werken geschrieben. Man sieht Ihren Werken die Arbeit an, es erinnert fast ein bisschen an Minimal Art. Zu einem Schlüsselwort für mich wurde Mark Making. Das ist ein zutiefst archaisches Bedürfnis: Spuren zu hinterlassen.

Eine Art Selbstarchivierung?

Ja! Das ist eine treffende Bezeichnung!

Welche Themen bewegen Sie derzeit in Ihrer Kunst?

Aktuell bereite ich eine Ausstellung in Dubai vor. Bisher habe ich fast immer Hochformate gemalt. Warum? Weil ich mir auch die Frage stelle: Wie kann man heute noch Querformate malen – ob nun abstrakt oder nicht –, ohne dass es sofort wie eine Landschaft wirkt? Insbesondere wenn so etwas wie ein Horizont zu sehen ist. In dieser neuen Serie erforsche ich nun also das Konzept von architektonischen Landschaften im Zusammenhang mit abstrakter Malerei. Sprich: Querformate.

Eine Linie der Selbstautonomie, oder besser „Autonomie von sich selbst“, zieht sich durch Ihre bisherige Biografie. Deshalb zuletzt die Frage zur Autonomie selbst: Wie sehen Sie die Rolle der Kunst in unserer heutigen Gesellschaft?

Das ist schwierig zu beurteilen, weil ich selbst als Künstler davon betroffen bin. Deshalb kann ich es am besten aus meiner Rolle und leicht abstrahiert beantworten: Wichtig ist, dass immer ein Moment des Zögerns bestehen bleibt. Ich zumindest weiß nie genau: Wie wird die nächste Serie? Und dann fange ich an zu tasten. Mittlerweile taste ich zwar sicherer als früher, hoffe aber, dass wir nicht anfangen, mit der geballten, nach vorne ausgestreckten Faust im Dunkeln zu tasten.